

Die Naturalisierung des Wachstums: Von Marx, über den Regulationsansatz zu Bourdieu

Max Koch

Draft 14.10.2017

Einleitung

Zweihundert Jahre kapitalistisches Wachstum haben dazu geführt, dass Grenzwerte bestimmter biophysikalischer Prozesse (Klima, biologische Vielfalt, Stickstoffkreislauf) entweder näher rücken oder bereits überschritten werden (Pichler u.a. 2017; Steffen u.a. 2015). Versuche, das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) von Umweltindikatoren wie dem ökologischen Fußabdruck von Produktion und Konsumtion oder Treibhausgasemissionen im absoluten Sinn und auf globalem Niveau zu entkoppeln, sind bis dato gescheitert (Fritz und Koch 2016). Gewissermaßen als Reaktion darauf sind weitreichende theoretische Überlegungen angestellt worden, wie eine sozial inklusive und ökologisch nachhaltige Entwicklung ohne Wirtschaftswachstum gedacht werden kann (D'Alisa u.a. 2014; Koch und Mont 2016; Spash 2017). Einstweilen könnten, nähme man ökologische Grenzen ernst, materielle Wohlfahrt und Prosperität für alle Menschen – einschließlich der kommenden Generationen – nicht viel mehr heißen als die Befriedigung von Grundbedürfnissen (Koch u.a. 2017). Gleichzeitig müsste der ökologische Fußabdruck westlicher Staaten signifikant gesenkt werden, was bei gleichzeitigem Wachstum kaum zu erreichen ist.

Eine neuere historische Abhandlung zur Hegemonie des Wachstumsparadigmas kommt zur Schlussfolgerung, dass es sich dabei um ein tief in die moderne Gesellschaft eingebettetes Phänomen handelt (Schmelzer 2016: 352). Um diese Einbettung auf den theoretischen Begriff

zu bringen, hat Brand (2016: 508) kürzlich an die „historical-materialist perspective“ erinnert. Es gelte, die Totalität der oft widersprüchlichen sozialen Beziehungen und insbesondere jene Mechanismen in den Blick zu nehmen, welche diesen Beziehungen eine gewisse Stabilität verleihen und ihren Widersprüchen eine zeitweilige Bewegungsform geben. Ein solcher Blickwinkel verspricht auch jene Überbetonung der Autonomie des Individuums theoretisch zu überwinden, unter welcher „grünes“ Denken mitunter leidet (Spash 2016: 253), berücksichtigt er doch jene sozialen Strukturen, welche individuelles Handeln maßgeblich beeinflussen, ohne dass sich die fraglichen Individuen dieses Sachverhalts bewusst wären.

In diesem Artikel untersuche ich das Ausmaß, in dem Wirtschaftswachstum kapitalistischen Produktions- und Konsumtionsbeziehungen inhärent ist, und wie sich dies im Bewusstsein und den Körpern der beteiligten Akteure niederschlägt. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass die Hegemonie eines Diskurses in dem Maße zunimmt und sich verdichtet, in dem seine sozio-historische Genese verdeckt ist und er als natürlich und unabänderlich daherkommt (vgl. Gramsci 1971 und aus castoriadissscher Sicht Asara u.a. 2013: 232). In der Tat ist, was zuerst Herman Daly (1972) „Wachstumsparadigma“ nannte, heute fast universell akzeptiert. Wachstum gilt als „gut, notwendig, seinem Wesen nach grenzenlos und als das beste Heilmittel für eine ganze Litanei sozialer Probleme“ (Dale 2012a). Obwohl das Wachstum bis etwa 1820, als es sich im Kontext der industriellen Revolution zu beschleunigen begann, eine bestenfalls nachgeordnete Rolle spielte,¹ betrachten es einflussreiche Think-Tanks wie die OECD (Schmelzer 2016), politische EntscheidungsträgerInnen und der öffentliche Diskurs als das einzig wahre Mittel, um Wohlstand für Alle zu gewährleisten. Nicht nur Unternehmen, deren Gewinne mitunter synchron zum BIP steigen, scheinen vom Wachstum zu profitieren, sondern auch Lohnabhängige, deren Reallöhne parallel zum Profit zunehmen können, solange

¹ In der Zeit vor 1820 expandierte die globale Wirtschaftstätigkeit lediglich zu 0,05 Prozent pro Jahr – eine geringfügige Zunahme, die dem Wirtschaftshistoriker Maddison (2007) zufolge zum großen Teil auf Bevölkerungswachstum zurückging.

die Stufenleiter der Produktion insgesamt expandiert. Die korrespondierende Alltagsschlussfolgerung lautet, dass es sich lohne, „hart zu arbeiten“, sowohl in der Bildungs- als auch in der Berufskarriere. Und je mehr frau/man in die Karriere investiere, desto höher werde der finanzielle Ertrag und damit der Spielraum für materiellen Konsum in der „Freizeit“.

Der vorliegende Beitrag untersucht das Wachstumsparadigma unter zwei Gesichtspunkten: Er beleuchtet zuerst jene Kerncharakteristika der kapitalistischen Produktionsweise, denen zufolge die Wachstumsökonomie als die natürliche Art des Wirtschaftens erscheint und dadurch die beteiligten Akteure – insbesondere Lohnabhängige – zur Wahrnehmung verleitet, vom Wachstum zu profitieren, solange sie ihren Beitrag – zumeist durch Arbeit – leisten. Zweitens wird gefragt, ob und inwieweit die Verkehrung spezifisch sozialer Phänomene und Beziehungen in natürliche ihre Fortsetzung findet in der Sphäre der Konsumtion und Lebensstile. Werden solche kulturellen Muster – und hier insbesondere die exklusivsten, welche zugleich die am wenigsten umweltverträglichen sind – in ihrer sozialen Genese wahrgenommen oder als natürliche Unterschiede des Geschmacks betrachtet, an denen sich wenig verändern lässt und die daher kaum der Rede wert sind?

In ähnlicher Perspektive wie Brandt (2016: 508) soll hier argumentiert werden, dass das wachstumskritische Denken – besonders in Hinblick auf das Verständnis und die Analyse struktureller Hindernisse für *Degrowth* – von einer Vertiefung des intellektuellen Austauschs mit der Marxschen Tradition und der Bourdieuschen Soziologie profitieren könnte.² Der Rekurs auf Marx mag angesichts seiner vermeintlich „prometheischen“ Neigungen

² Der umfassendere Begriff Postwachstum („postgrowth“) hat das Potential, liberale (Ferguson 2016), marxistische und andere Varianten der Wachstumskritik einschließlich *Degrowth* unter einem analytischen Dach zu vereinen (Spash 2015). Einen Überblick über die diversen wachstumskritischen Ansätze geben Büchs and Koch (2017: 39ff.).

(O'Connor 1998) – welche ihn dazu gebracht hätten, die Unterwerfung der Natur durch den Menschen gut zu heißen – manch grüner/m TheoretikerIn kontrovers erscheinen. Jedoch hat seit O'Connors Buch eine Reihe von Veröffentlichungen nicht nur diese Marx-Rezeption entkräftet, sondern auch Marxens ursprüngliche Wachstumskritik und ökologische Theorie rekonstruiert und weiter entwickelt (Foster 2000; Burkett 2009; Koch 2012; Moore 2015; Kenney-Lazar und Kay 2017). Weitere AutorInnen haben die Debatte für eine Annäherung von ökologischem Marxismus und Postwachstumsansätzen geöffnet (Alvarez Lozano 2012; Dale 2012b; Koch 2015). Dabei ist allerdings bislang eine potentiell nützliche Tradition der Marxschen Theorie noch nicht für das Verständnis der Wachstumsparadigmas fruchtbar gemacht worden: die der Ideologiekritik (vgl. Rehmann 2007).

Eingedenk des Marxschen Diktums, dass „alle Wissenschaft überflüssig“ wäre, „wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge“ – vor allem ökonomische Kategorien, soziale Beziehungen und Bewusstseinsformen – „unmittelbar zusammenfielen ...“ (Marx 1984: 825), soll zuerst gezeigt werden, wie Marx den Wachstumsimperativ als Kernmerkmal der kapitalistischen Produktionsweise konzipiert, und wie sich dieser im Bewusstsein der ökonomischen Akteure darstellt. Hier wird auf die „Stufenleiter der Mystifikation“ rekurriert, bei der es sich darstellerisch um einen Spezialfall des Marxschen methodologischen Aufstiegs vom Abstrakten zum Konkreten handelt, und der zufolge spezifisch kapitalistische ökonomische Kategorien und soziale Beziehungen als natürliche und ewige Bedingungen der Produktion und des Wirtschaftens *per se* erscheinen. Lässt sich auf dieser Basis die enorme ideologische Macht begreifen, welche Ideen wie „Wachstum“, „Meritokratie“ sowie „soziale Position als Ausdruck eigener Leistung“ haben – sogar innerhalb jener sozialen Gruppen, die sich „objektiv“ als nicht vom Wachstum profitierend identifizieren lassen?

Im Gegensatz zum unmittelbaren Produktionsprozess ist Konsumtion ein ständiges Thema wachstumskritischer AutorInnen. Was und wieviel wir kaufen und konsumieren, berührt unseren ökologischen Fußabdruck in direkter Weise und ist normalerweise verbunden mit Stoff- und Energietransformationen und dem Verbrennen fossiler Energien. Obwohl dies im Postwachstumsdiskurs klar herausgearbeitet ist, beobachten Jonas and Littig (2015: 835) eine Dominanz gleichsam moralisierender Diskurse von „verantwortungsvollen Konsumenten mit ethischem Konsumverhalten“. Postwachstumsansätze scheinen in der Regel nicht substantiell über das hinausgekommen zu sein, was Shove (2010) als „ABC-Formel“ beschrieben hat. Hier steht A für „attitude“ = Einstellung, B für „behaviour“ = Verhalten und C für „choice“ = Kaufentscheidung. In solchen Ansätzen werden strukturelle soziale Ungleichheit und Machtasymmetrien sowie ihre Ausdrucksformen in Kultur und Lebensstilen systematisch unterschätzt. Stattdessen wird die Verantwortung zum „nachhaltigen Konsum in die Sphäre der Individualität, privater Haushalte und vermeintlich zweckrationaler Kaufentscheidungen verlagert (Spash 2016). In diesem Zusammenhang werde ich prüfen, inwiefern eine Kombination aus Regulationsansatz und Bourdieuscher Soziologie die Tatsache zu reflektieren hilft, dass Kaufentscheidungen von Konsumenten weder spontan noch individuell, sondern von strukturellen Faktoren wie der Klassenstruktur beeinflusst sind – ein Zusammenhang, dessen sich normalerweise weder Konsumenten noch Konsumgüterindustrie bewusst sind. Ich recurriere hier auf den originalen Bourdieu, da er nicht nur eine Analyse der sozialen Genese und der Varianten des sozialen Geschmacks vorgelegt hat – dies ist von vielen Konsumtions- und KultursoziologInnen gewürdigt worden – sondern auch – und dies ist bislang im wachstumskritischen Diskurs weitgehend übersehen worden – die sozialen Mechanismen offenlegt, die bewirken, dass sich „feine“ Unterschiede im Bewusstsein der Konsumenten als natürliche präsentieren.

Der Aufbau des Artikels ist wie folgt: Die nächsten beiden Abschnitte behandeln die Hegemonie des Wachstumsparadigmas im Hinblick auf die Produktionssphäre. Dies geschieht durch einen Rekurs auf Marxens Kritik der politischen Ökonomie und unter besonderer Berücksichtigung der Stufenleiter der Mystifikation. Der vierte Abschnitt diskutiert den Regulationsansatz als konzeptionelle Brücke zwischen der besonders auf Produktionsbeziehungen fokussierenden Marxschen Theorie und der auf Konsum und Distinktion abhebenden Soziologie Bourdieus. Der fünfte Abschnitt ist der Sphäre der Konsumtion gewidmet und zeigt, wie sich hier auf Bourdieu aufbauend die Hegemonie und Naturalisierung des Wachstumsparadigmas verstehen lässt. Die Schlussfolgerungen fassen die Hauptargumente im Hinblick auf seine Überwindung zusammen.

Wachstum als Kapitalakkumulation

Karl Marx war mit einer Ökonomie konfrontiert, in der die Arbeitsproduktivität im Zuge der Industrialisierung erheblich zugenommen und der Großteil der Arbeitsprodukte Warenform angenommen hatte. Mit anderen Worten, sie wurden produziert, um sie auf Märkten zu verkaufen. Marx entwickelt den strukturellen Wachstumsimperativ anhand der Logik der Austauschbeziehungen und hier insbesondere der Geldform. Er vergleicht zwei Austausche oder „Metamorphosen“ von Ware und Geld. In Ware-Geld-Ware ist der Zweck des Austauschs qualitativ. Erst tauscht die/der BesitzerIn einer Ware sie gegen ein Geldäquivalent, und dann erwirbt sie/er eine andere Ware, die für sie/ihn Gebrauchswert hat: „verkaufen, um zu kaufen.“ (Marx 1983: 162). In diesem Austausch ist die Rolle des Geldes die eines Wertmaßes und gesetzlichen Zirkulations- und Zahlungsmittels. Bereits mit der „ersten Entwicklung der Warenzirkulation“ aber entwickelt sich, so Marx (1983: 144), die „Notwendigkeit und die Leidenschaft, das Produkt der ersten Metamorphose ... festzuhalten.“

Das Geld fungiert jetzt als der allgemeine und ultimative Ausdruck des Reichtums einer Gesellschaft – oder als Kapital mit Potential zur weiteren Geldvermehrung.

Der Zweck der zweiten Metamorphose (Geld-Ware-Geld) kann nur ein quantitativer sein, da ein qualitativer Unterschied zwischen Ausgangs- und Endpunkt nicht existiert: die Produktion von mehr Geld im Vergleich zum Vorschuss. Profite lassen sich erzielen, weil eine Ware zum Verkauf steht, deren Gebrauchswert es ist, Tauschwert zu produzieren, und die sich länger nutzen lässt als diejenige Zeitperiode, welche den Kosten ihrer eigenen Reproduktion entspricht: Arbeitskraft. Als Lohnabhängige sind die Produzenten weitgehend von ihren Subsistenz- und Produktionsmitteln getrennt, und die meisten von ihnen haben keine Alternative als die einzige ihnen zur Verfügung stehende Ware auf „Arbeitsmärkten“ feil zu bieten. Auch die anderen „Produktionsfaktoren“ wie Land, Rohmaterialien, Energie und Hilfsstoffe können auf entsprechenden Märkten bezogen werden, und es scheint sich gänzlich unternehmerischer Initiative zu verdanken, dass die diversen Elemente des Produktionsprozesses miteinander verbunden werden.

Marx (1983: 331ff.) diskutiert die Expansionstendenz der kapitalistischen Produktionsweise und damit den Wachstumsimperativ am Beispiel der Produktion des „relativen Mehrwerts“. Die Profitabilität eines Unternehmens lässt sich nicht nur durch Verlängerung der Arbeitszeit („absoluter Mehrwert“) vergrößern, sondern auch durch Verkürzung desjenigen Teils des Arbeitstages, der für die Reproduktion des physischen und psychischen Arbeitsvermögens notwendig ist. Marx zufolge erfolgt eine Verbilligung des Preises der Arbeitskraft durch Produktivitätserhöhungen in denjenigen Branchen, welche in die Konsumtionsmuster der Lohnabhängigen eingehen. Zugleich aber hält er fest, dass die Realisierung eines solchen relativen Mehrwerts einen immanenten Widerspruch einschließt: UnternehmerInnen sind

permanent zur Optimierung der technologischen und organisatorischen Basis des Arbeitsprozesses gezwungen, um der Konkurrenz einen Schritt voraus zu sein. Dies geschieht zumeist durch einen Ersatz „lebendiger“ Arbeit durch Maschinerie oder auch durch eine verbesserte Organisation der betrieblichen Arbeitsteilung. Jene Unternehmen, deren Produktivitätsniveau über dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegt, können Extraprofite erzielen, da sie in der Lage sind, ihre Waren unter dem marktüblichen Preisniveau zu verkaufen. Jedoch tendiert eine solche Optimierung der Produktionsmethoden zur Generalisierung – und die Extraprofite gegen Null – da die Konkurrenz keine andere Wahl hat als die verbesserten Methoden ebenfalls einzuführen und/oder diese weiter zu optimieren. In dem Maße, wie das neue Produktivitätsniveau zum neuen Standard wird, wird eine gegebene Menge an Waren nun mit weniger Arbeitszeit als zuvor produziert, so dass der Preis der einzelnen Ware sinkt. Marx schlussfolgert, dass einerseits die Mehrwertrate der beschäftigten ArbeiterInnen steigt, aber andererseits die Mehrwertmasse (und, unter sonst gleichbleibenden Bedingungen, die Profitmasse) sinkt, da weniger ArbeiterInnen als zuvor nötig sind, um die gegebene Menge an Waren herzustellen. Soll diesem Dilemma zum Trotz die Profitmasse stabil bleiben, bleibt nichts als die Stufenleiter der Produktion insgesamt durch eine Reinvestition zuvor erzielter Profite zu erhöhen – mit anderen Worten, „Akkumulation“.

Am historischen Beispiel Englands beschreibt Marx (1983: 331ff.) die fortschreitende Arbeitsteilung und wie der Arbeitsprozess durch die systematische Anwendung der Naturkräfte und -wissenschaften sukzessive von den individuellen Fähigkeiten und dem handwerklichen Geschick der LohnarbeiterInnen unabhängig wurde. Die Umstellung des Arbeitsprozesses auf industrielle Produktion erfolgte im Gleichklang mit der fortschreitenden Unterwerfung der Natur unter das Kapital. Die Expansion der Stufenleiter der Produktion korrespondiert mit immer größeren Stoff- und Energiedurchläufen (*throughput*) von

Rohmaterialien und Hilfsstoffen, insbesondere als fossile Brennstoffe. Die steigende Nachfrage nach Rohmaterialien und Energie führt zu höheren Preisen für, unter anderem, Rohöl, und dies schafft Unternehmensanreize zum Recycling und zu einem allgemein effizienteren Umgang mit Rohstoffen und Energie. Allerdings hat bereits Jevons (1865) gezeigt, dass solche Effizienzfortschritte im Gebrauch von Roh- und Hilfsmaterialien den allgemeinen Zusammenhang zwischen sich ausweitender Stufenleiter der Produktion und zunehmendem Stoff- und Energiedurchlauf nicht ändern können. Im Gegenteil: Steigerungen in der Gebrauchseffizienz von fossilen Energiequellen führen zu einer Ausweitung – nicht zu einer Abnahme – der Energienachfrage, eine notwendige Bedingung für weitere Kapitalakkumulation und ökonomisches Wachstum.

Stufenleiter der Mystifikation und Umschlag im Aneignungsgesetz

Marx identifiziert nicht nur die der kapitalistischen Ökonomie inhärenten strukturellen Imperative, die in beschleunigter Kapitalverwertung und damit Wirtschaftswachstum resultieren, sondern er analysiert auch die damit korrespondierenden sozialen Beziehungen und Bewusstseinsformen. Um jene sozialen Strukturen zum Vorschein zu bringen, die sich normalerweise unserem Bewusstsein entziehen, vollzieht Marx (1974: 22) einen methodologischen Aufstieg von abstrakten zu konkreten ökonomischen Kategorien, sozialen Beziehungen und Bewusstseinsformen. So ironisiert Marx (1983: 1896) die der Analyse von Ware und Geld (der „einfachen Zirkulation“) entsprechende Bewusstseinsform als „Eden der angeborenen Menschenrechte. Was hier allein herrscht ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham.“ Auf einer konkreteren Abstraktionsebene, der des unmittelbaren Produktionsprozesses, hat sich diese Wahrnehmung signifikant modifiziert und komplettiert durch die Erfahrungen der Ungleichheit und Ausbeutung. Je weiter die Analyse „aufsteigt“ zu immer konkreteren Abstraktionsebenen, desto mehr komplizieren und verkehren sich die

Formen, innerhalb derer die beteiligten Akteure sich ihren sozio-ökonomischen Kontext erschließen – bis hin zur Naturalisierung spezifischer sozialer Verkehrsformen. Sebastian Herkommer (1985) nannte diesen Prozess „Stufenleiter der Mystifikation“.

Der Tatbestand, dass Arbeitsprodukte Warenform annehmen, ist ein Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise. Bekanntlich zeichnet sich die Ware als das „einfachste ökonomische Konkretum“ (Marx 1987: 369) durch einen Doppelcharakter aus und weist nicht nur Gebrauchs- sondern auch Tauschwert auf. Beide Seiten der Ware sind interdependent: ohne Tauschwert würden Waren nicht produziert, und ohne Gebrauchswert würden sie nicht verkauft werden. Den Marktakteuren stellt sich dieser Sachverhalt aber dar, als wäre die Eigenschaft des Arbeitsprodukts, unter kapitalistischen Vorzeichen Tauschwert zu verkörpern, ebenso natürlich wie ihr konkreter Gebrauchswert. Bei den historisch als Geldwaren verwendeten Metallen (vor allem Gold und Silber) ist dies besonders offensichtlich, denn ihnen scheint, zusätzlich zu ihren anderen Gebrauchswerten, die Qualität zuzufallen, den gesellschaftlichen Reichtum als „allgemeines Äquivalent“ zum Ausdruck zu bringen. Marx beschreibt die Tauschprozesse von Ware und Geld als „einfache“ Version des gesamten Verwertungsprozesses von Kapital, sofern sie die produktiven Prozesse, die nicht selbst Gegenstand der Analyse sind, lediglich vermitteln und einleiten. Vom Standpunkt reiner Tauschbeziehungen erscheint es den individuellen Vorlieben der WarenbesitzerInnen geschuldet, welche Arbeitsprodukte auszutauschen sind. Und zur Frage, woher das ursprüngliche Kapital zum Warenbesitz stammt, ist die Antwort der „Wortführer der politischen Ökonomie“ eindeutig: Aus „eigene(r) Arbeit (des Warenbesitzers)“ und der „seiner Vorfahren“ (Marx 1983: 608) – eine „Annahme“, die Marx (ebd.) zufolge, „die einzige (ist), die zu den Gesetzen der einfachen Warenproduktion stimmt.“ Wenn aber der gegenwärtige Besitz von Waren und Geld eigene vorhergehende Arbeit voraussetzt, ist eine

strenge Arbeitsethik und eiserne Arbeitsdisziplin eine rationale individuelle Strategie zur Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum. Und je mehr sie oder er arbeitet, desto größer wird der Anteil daran ausfallen. Diese Wahrnehmung der Äquivalenz und Gleichheit wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass sich die austauschenden Individuen wechselseitig als WarenbesitzerInnen anerkennen müssen. Da die gewaltsame Appropriation von Waren weder legal noch legitim ist, unterstellt die Sphäre der Zirkulation die rechtliche und politische Gleichheit der Tauschparteien.

Auf der Ebene des Produktionsprozesses erscheinen Produktivitätszuwächse als zu den natürlichen Eigenschaften des Kapitals gehörig, nicht aber als ein Ergebnis der Vergesellschaftung von Arbeit. Es ist ein weiteres Spezifikum der kapitalistischen Produktionweise, dass die produktive Verbindung von Arbeitskraft, Land, Rohmaterialien, Brennstoffen etc. zur Herstellung neuer Waren nicht direkt, sondern durch die Vermittlung der UnternehmerIn erfolgt. Dieser Kapitalfetisch wird begleitet und verstärkt durch einen Lohnfetisch, dem zufolge alle Arbeit bezahlt zu sein scheint (Marx 1983: 557ff.). In der Lohnform ist der Unterschied zwischen notwendiger und Surplusarbeit verschwunden, als sei alle Arbeit, die die Arbeiterin während des Arbeitstags leistet, vergütet. Diesen Umstand betrachtet Marx (1983: 562) als die strukturelle Basis aller weiteren „Mystifikationen der kapitalistischen Produktionweise“: Ist der Unterschied zwischen notwendiger und Mehrarbeit erst einmal verdeckt, müssen sich industrielle Profite und ihre Unterkategorien (Bodenrenten und Zinsen) anderen Quellen als Arbeit verdanken. In der „trinitarischen Form“, wo Kapital Profit und Zins, Arbeit Lohn und Land Rente produziert, existieren Lohn, Profit und Rente harmonisch nebeneinander und resultieren von funktional unterschiedlichen Wirtschaftsrollen. Es ist dies eine „verzauberte, verkehrte und auf den Kopf gestellte Welt, wo Monsieur le Capital and Madame la Terre als soziale Charaktere und zugleich unmittelbar

als bloße Dinge ihren Spuk treiben“ (Marx 1984: 838). In dieser Welt aber fühlen sich die Beteiligten „völlig zu Hause“ (ebd.), denn es sind jene „Gestaltungen des Scheins, in welchen sie sich bewegen und womit sie täglich zu tun haben.“ Zugleich erzeugt die Verkehrung von historisch-spezifischen ökonomischen Kategorien und sozialen Verhältnissen in natürliche und ewige Formen „des Wirtschaftens“ spontanen Konsens zwischen allen am Wirtschaftsgeschehen Beteiligten (vgl. Rehmann 2007: 214).

Gegen Ende des ersten Bandes seines *Kapital* untersucht Marx den Verwertungsprozess des Kapitals in der Zeit. „Akkumulation“ heißt zunächst nichts weiter, als dass UnternehmerInnen einen Teil ihres Profits, den sie in einem vorhergehenden Produktionszyklus erzielt haben, reinvestieren, so dass zumindest ein Teil davon zu zusätzlichem fungierendem Kapital wird: Im Hinblick auf dieses hält Marx (1983: 608) fest, dass es „nicht ein einziges Wertatom“ enthält, „das nicht aus unbezahlter fremder Arbeit her stammt.“ Weit entfernt davon, Resultat eigener früherer Arbeit zu sein, erscheint das „Eigentum an vergangener unbezahlter Arbeit ... jetzt als die einzige Bedingung für gegenwärtige Aneignung lebendiger unbezahlter Arbeit in stets wachsendem Umfang. Je mehr der Kapitalist akkumuliert hat, desto mehr kann er akkumulieren.“ (Marx 1983: 609) Marx schlussfolgert, dass das auf der Warenzirkulation beruhende „Gesetz der Aneignung oder Gesetz des Privateigentums durch seine eigene, innere, unvermeidliche Dialektik in sein direktes Gegenteil“ umschlägt. Der ursprüngliche Äquivalententausch zwischen Kapital und Lohnabhängigen erweist sich als „ein nur dem Zirkulationsprozess angehöriger Schein, bloße Form, die dem Inhalt selbst fremd ist und ihn nur mystifiziert.“ (Ebd.) Dieser formelle, auf Gleichheit und Äquivalenz beruhende Austausch leitet das reale, auf Ungleichheit und Ausbeutung beruhende Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit lediglich ein. Inhalt und Essenz des letzteren ist, dass der „Kapitalist einen Teil der

bereits vergegenständlichten fremden Arbeit, die er sich unaufhörlich ohne Äquivalent aneignet, stets wieder gegen größeres Quantum lebendiger fremder Arbeit umsetzt.“ (Ebd.)

Der verbreitete ausschließliche Fokus auf Märkte und Tauschbeziehungen bestätigt das „auf eigene Arbeit“ gegründete „Eigentumsrecht“, da sich hier „nur gleichberechtigte Warenbesitzer gegenüberstehen, das Mittel zur Aneignung fremder Ware aber nur die Veräußerung der eigenen Ware, und letztere nur durch eigene Arbeit herstellbar ist.“ (Marx 1983: 609f.). Aufgrund der die Markttransaktionen steuernden Äquivalenzlogik und der Illusion, dass Waren- und Vermögensbesitz eigener Leistung entstammt, erscheinen individuelle, das BIP vermehrende Arbeitsanstrengungen als zweckrationale wirtschaftliche Strategien. Wenn aber zudem die Sphären der Produktion und Akkumulation berücksichtigt werden, erscheint Eigentum

„... jetzt auf der Seite des Kapitalisten als das Recht, fremde unbezahlte Arbeit oder ihr Produkt, auf Seite des Arbeiters als Unmöglichkeit, sich sein eigenes Produkt anzueignen. Die Scheidung zwischen Eigentum und Arbeit wird zur notwendigen Konsequenz eines Gesetzes, das scheinbar von ihrer Identität ausging.“ (Marx 1983: 610)

Jedoch ist dieser Umschlag im Aneignungsgesetz versteckt durch die fortschreitende Verdinglichung und Naturalisierung spezifisch kapitalistischer ökonomischer Kategorien samt den dazugehörigen sozialen Beziehungen entlang der Stufenleiter der Mystifikation. In den nächsten beiden Abschnitten wird gefragt, ob und inwieweit die Verkehrung spezifisch gesellschaftlicher in natürliche Phänomene, wie sie Marx für die Produktionssphäre herausgestellt hat, ihre Fortsetzung findet in der Sphäre der Konsumtion und der Lebensstile.

Wachstumsstrategien, Produktions- und Konsumtionsnormen: Der Regulationsansatz

Beim Regulationsansatz handelt es sich um einen institutionellen Versuch, die Analysen von Produktionsnormen und -mustern mit denen von Konsumtion zu verbinden. Dabei hält er zumindest in seiner Pariser Variante an Schlüsselkategorien der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie wie „Produktionsweise“ und „Gesellschaftsformation“ fest und verbindet diese mit intermediären Konzepten wie „Akkumulationsregime“ und „Regulationsweise“, welche auf die historischen Veränderungen in der Abfolge von Wachstumsstrategien abzielen (Boyer and Saillard 2002; Koch 2012). Solche *longues durées* sind gekennzeichnet durch jeweils kompatible und über längere Zeiträume stabile Waren- und Geldströme von Produktion und Konsumtion. Akkumulationsregime unterscheiden sich historisch zum Beispiel danach, ob intensive über extensive Formen der Arbeitskraftnutzung überwiegen oder ob sie eher export- oder importorientiert sind. Mit Regulationsweisen wird auf den Tatbestand abgehoben, dass für dauerhaftes Wachstum eine Reihe „institutioneller Formen“ koordiniert werden muss. Diese beziehen sich auf die Lohn-Arbeits-Relation, das monetäre Regime, die Wettbewerbsform, die Einbindung in das internationale Regime sowie die Rolle des Staats. Darüberhinaus erlaubt es der Fokus auf „Regulation“, über einen auf der Ebene der Produktionsweise und den damit korrespondierenden strukturellen Spannungen verharrenden Öko-Marxismus hinauszugehen. Mit diesem Begriff wird hervorgehoben, dass die unterschiedlichen institutionellen Architekturen kapitalistischer Länder diese strukturellen Spannungen in verschiedener Weise bearbeiten und mitunter zeitweilig entschärfen (vgl. Brand und Wissen 2015: 512).

Elemente von Akkumulationsregimen sind industrielle Paradigmen, dominante Prinzipien der Arbeitsteilung, Energieregime sowie damit korrespondierende Konsumtionsnormen und -muster. Konsumtion wird somit nicht als isolierte und individuelle Verhaltensform betrachtet, sondern in ihrer sozialen Genese und ihrem Kontext – als „organised set of activities, which – while predominantly private – became subject to a general logic of the reconstitution of energies expended in social practices and the preservation of abilities and attitudes implied by the social relations.“ (Aglietta 1987: 154). Dies ist, wie Boyer (2008) and Koch (2012: 40ff.) gezeigt haben, kompatibel mit Kernprinzipien der Bourdieuschen Kultursoziologie.

Regulationansatz und Bourdieu teilen die Hypothese, dass „life in society is made possible by the way in which institutions are constructed, just as economic activity is organised by the mode of *régulation*“ (Boyer 2008: 348). Beide distanzieren sich von der in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschenden „scholastischen Illusion“ (Bourdieu 2005: 7), die darin zum Ausdruck kommt, immer abstraktere Modelle zu entwerfen, „which leads the scholar to project his thinking into the minds of the active agents and to see (his own representations) as underlying their practice.“ Weit entfernt davon, eine anthropologische Konstante zu sein, ist die Verbreitung einer Neigung zum zweckrationalen Verhalten in Produktion und Konsumtion Resultat eines langen historischen Prozesses, in dessen Verlauf es in die sozialen und kognitiven Strukturen sowie die praktischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster eingeschrieben wurde.

Überdies haben regulationstheoretische ForscherInnen Bourdieus Habituskonzept als Alternative zu den nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschenden *rational choice*-Ansätzen (Boyer 2008) aufgegriffen. Dabei wird der Habitus als eine Art analytische Brücke zwischen „objektiven“ sozialen Strukturen einschließlich Ungleichheits- und Konsumtionsmustern und vermeintlich „subjektiven“ Lebensstilen und Handlungen

verwendet. Als internalisiertes Produkt der ihn konditionierenden sozialen Strukturen stattet der Habitus die Akteure mit einer Sensibilität diesen Strukturen gegenüber aus, einem praktischen Wissen darüber, was sie ein- und ausschließen. Er ist *amor fati*, der den Handelnden eine Art soziale Orientierung verleiht, so dass die InhaberInnen einer gegebenen Position im sozialen Raum zu sozio-kulturellen Praktiken tendieren, die gewissermaßen auf ihre Besitzgüter abgestimmt sind – und sich für eine/n InhaberIn dieser Position ziemen.

Schließlich hat nicht nur der Regulationsansatz sondern auch Bourdieus Soziologie ihren Ausgangspunkt in einer kritischen Bestandsaufnahme der Hauptkenntnisse der Marxschen Theorie. Insbesondere teilen Marx und Bourdieu die Position zum soziologischen Grundproblem, das darin besteht, dass gesellschaftliche Kernstrukturen zumeist als nichtintendierte Resultate bewussten Handelns zu begreifen sind. Unterschiede gibt es insbesondere bei den Begriffen von „Kapital“ und „Klasse“: Während es sich dabei für Marx um ein auf Ausbeutung beruhendes soziales Verhältnis handelt, in dem die Wohlfahrt der KapitalbesitzerInnen kausal bezogen ist auf die relative Armut derer, die kein Kapital besitzen, benutzt Bourdieu (1986) den Kapitalbegriff weitgehend synonym mit „Ressourcen“ und unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem (unterteilt in institutionalisierte und inkorporierte Formen), sozialem und symbolischem Kapital. Im Gegensatz zu Marx werden in Bourdieus Klassentheorie alle Akteure zu „KapitalistInnen“, unterschieden nur nach dem Volumen und der Struktur des Kapitals, über das sie verfügen.³

Konsumtion als Distinktion: Pierre Bourdieu

Bourdies Kultursoziologie stellt einen Bruch mit klassischen ästhetischen Theorien dar.

Etwa die bei Kant anzutreffende Unterscheidung zwischen „reflektivem“ Urteilsvermögen

³ Vgl. Koch (1998) und Herkommer (2004) für ausführlichere Diskussionen des Verhältnisses von Marxscher Theorie und Bourdieuscher Soziologie.

und „barbarischem“ Geschmack würde, so Bourdieu, den Umstand verfehlen, dass Geschmäcker sozial konditioniert sind. Darüber hinaus tendieren herrschende Gruppen zur Aufrechterhaltung solcher Geschmacksurteile, da sie ein objektives Interesse an Distinktion und fortgesetzter Distanz zur Sphäre der Notwendigkeit und anderen sozialen Gruppen haben. Als „zur zweiten Natur gewordene ... gesellschaftliche Notwendigkeit“ (Bourdieu 1982: 739), wird „Geschmack“ zu einer effizienten Waffe in gesellschaftlichen Kämpfen um allgemein erstrebte Ressourcen, da er – in so unterschiedlichen kulturellen Bereichen wie Essen und Trinken, Kosmetik, Zeitschriften und Medien bis hin zu Kunst, Musik und Literatur – das Gehobene vom Niederen, das Sakrale vom Profanen und das Legitime vom Illegitimen trennt. Der Bruch mit der Kantschen „reinen Ästhetik“ besteht demnach in einer eingehenden soziologischen Erforschung der sozialen Genese der Geschmacksvarianten. Gibt es eine Homologie zwischen sozio-ökonomischen Strukturen und kulturellen Praktiken?

Der kulturelle Raum (oder Raum der Lebensstile) ist unterteilt in eine Reihe von Feldern wie Kino, Theater, Kunst oder Essen und Gastronomie. Innerhalb dieser Felder, die spezifischen Machtbeziehungen, Strategien und Interessen unterliegen, werden die Koordinaten eines Akteurs bestimmt durch das jeweilige Volumen und die Komposition von „Kapital“. Im Raum der Lebensstile bilden unterschiedliche Klassen unterschiedliche Kulturen aus, so dass noch die Wahrnehmung und Aneignung ein- und desselben Kulturprodukts bei unterschiedlichen Klassen unterschiedlichen Mustern folgt. Dies ist zugleich mit unterschiedlichen Erträgen symbolischen Kapitals verbunden. In den *Feinen Unterschieden* gelingt Bourdieu der empirische Nachweis einer Korrespondenz von sozio-ökonomischen Positionen, Bildungsniveaus und Geschmacksausprägungen. Herrschende und beherrschte Gruppen leben und handeln in jeweils spezifischen sozialen Kontexten, welche bewirken, dass sie Lebensstile entwickeln und „bevorzugen“, die mit diesen Positionen homolog sind.

Legitime kulturelle Praktiken wie Museums- oder Theaterbesuch, die Lektüre der „Klassiker“ zur Zerstreuung, das Pflegen von Nischeninteressen in filmischen Genres und Regiestilen oder die Vorliebe für Avantgardemusik erweisen sich als weitgehend den herrschenden Klassen vorbehalten. Die weiteren Varianten des sozialen Geschmacks lassen sich mit Bourdieu in einer Reihe binärer Begriffe illustrieren. Wo der vulgäre Geschmack die praktische Funktion betont, bevorzugt der elaborierte Geschmack seine ästhetische Form; zielt der ordinäre Geschmack auf die Quantität eines kulturellen Objekts ab, präferiert der gehobene Geschmack seine Qualität; dominieren im populären Geschmack Masse und Substanz, fragt der bourgeoise Geschmack nach der Art und Manier des Konsums. Da der letztere der am weitesten entfernte von der Sphäre der Notwendigkeit ist, erscheint er gegründet auf einem Ethos der Leichtigkeit, Gleichgültigkeit, Ungebundenheit und Zwanglosigkeit:

„Ungezwungenem Verhalten gilt deshalb so allgemeine Anerkennung, weil es die sichtbarste Bestätigung der Ungebundenheit gegenüber sozialen Zwängen ist, denen die ‚einfachen Leute‘ stets noch unterworfen sind, und das unbezweifelbarste Zeugnis für den Besitz von Kapital, und damit sowohl der Befähigung, den Anforderungen der biologischen und gesellschaftlichen Natur nachzukommen als auch der Autorität, diese zu ignorieren.“ (Bourdieu 1982: 397)

Der legitime Geschmack steht in diametralem Gegensatz zum kleinbürgerlichen Geschmack, welcher gekennzeichnet ist durch einen „Konformismus, der sich an Autoritäten und Verhaltensmuster klammert“, auf moralischem Gebiet durch einen fast unersättlichen „Hunger nach Verhaltensmaßstäben und -techniken, mit deren Hilfe die gesamte Lebensführung einer strengen Disziplin unterworfen“ wird, sowie Askese, Rechtsgläubigkeit

und „jede Art von Akkumulationstrieb.“ (Bourdieu 1982: 519). Rigorismus und Disziplin einerseits und Freiheit und Ungezwungenheit andererseits scheinen gleichermaßen natürlichen Dispositionen zu entstammen wie die „Vorliebe“ der Arbeiterklasse für Notwendigkeit und Funktion. Ausgestattet mit nur wenig ökonomischen Ressourcen bleibt etwa BäuerInnen und unqualifizierten ArbeiterInnen so gut wie nichts anderes übrig, als sich auf die praktischen und materiellen Dinge des Lebens zu konzentrieren.⁴

Kulturelle Felder ähneln anderen sozialen Feldern darin, dass sie Machtbeziehungen unterworfen sind und in ihnen feldspezifische Spielregeln gelten, innerhalb deren insbesondere kulturelles Kapital – sowohl in institutionellen wie verkörperten Formen – als Maßeinheit fungiert, um die Akteure und ihre Handlungen in eine Hierarchie der Lebensstile zu bringen. Jedoch unterscheiden sich kulturelle und symbolische Güter von materiellen darin, dass sie sich nur in dem Maße konsumieren und aneignen lassen, in dem ihre tiefere soziale Bedeutung begriffen wird. Und dies setzt wiederum die Existenz und Entwicklung der hierfür nötigen Wahrnehmungs- und Verständnisschemata voraus – eine „Begabung“, die allerdings im sozialen Raum ungleich verteilt ist (vgl. Brubaker 1985: 757). So gewährleisten klassenspezifische Sozialisationsformen, dass ein überproportionaler Anteil der AbsolventInnen höherer Bildungsabschlüsse sich den Werken der legitimen Kultur verbunden fühlt.

Entsprechende Kultivierungsprozesse, in deren Verlauf kulturelles Kapital erworben und akkumuliert wird, beginnen in der Familie und setzen sich im Schulsystem fort. Sie nehmen die Form von Investitionen von Geld und Zeit an (entweder delegiert an PrivatlehrerInnen oder die eigene Zeit der Eltern), welche, so erfolgreich, Dividenden einbringen in Schule,

⁴ Eine jüngere, Bourdieus Methodologie anwendende empirische Studie (Bennett u.a. 2009) validiert Bourdieus ursprüngliche Ergebnisse weitgehend, hebt aber auch wichtige Modifikationen hervor: Zunächst bestätigt sie die den Raum der Lebensstile strukturierende Kraft der „legitimen Kultur“. Der Faktor Volumen und Struktur von ökonomischem und kulturellem Kapital erklärt den Großteil der Varianz kultureller Unterschiede. Dies gilt allerdings zweitens für bestimmte Felder mehr (Musik) als für andere (Sport, Film, TV). Drittens wird betont, dass neben Klasse auch Alter und Gender wichtige Rollen bei der Strukturierung kultureller Praktiken spielen. Letztere Faktoren blieben bei Bourdieu unterberücksichtigt.

Universität, sozialen Kontakten sowie auf den Heirats- und Arbeitsmärkten. Dabei werden mehr oder weniger nackten Klasseninteressen folgende Praktiken wahrgenommen als selbstloses Streben zum Erlangen allgemein anerkannter Güter, wobei die SiegerInnen nicht als MachtinhaberInnen sondern als talentierte Individuen mit überlegenem Geschmack erscheinen. Für Bourdieu und Passeron (1977: 6) konstituiert die Ausweisung des Lebensstils der herrschenden Klassen als legitimer Geschmack „symbolische Gewalt“ – willkürlich, dem Blick verborgen und deshalb von den Beherrschten selbst akzeptiert.

In der Konsumtionssphäre erscheinen also soziale Unterschiede vor allem deswegen als naturgegeben, weil der legitime Geschmack am weitesten von der Sphäre der Notwendigkeit entfernt ist. Aufgrund dieser objektiven Distanz kann er den Anschein erwecken, auf einem Ethos der Leichtigkeit zu gründen, auf „Lässigkeit, Charme, Umgänglichkeit, Eleganz, Freiheit, mit einem Wort, Natürlichkeit“ (Bourdieu 1982: 531). Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass es beim Kauf von Gegenständen für den persönlichen Konsum nicht in erster Linie um die Güter selbst geht, sondern um die klassifikatorische Botschaft, die dieser Kaufakt übermittelt. Erwerb und Besitz von Gebrauchswerten symbolisieren unsere soziale Stellung, sorgen für Identität und Zugehörigkeitsgefühl. Ist aber die Produktionsrate neuer, modischer und allseits begehrtter Güter hoch, müssen kontinuierliche Anstrengungen in Form von kulturellen und finanziellen Investitionen unternommen werden, um die ursprüngliche soziale Position zu behaupten oder zu verbessern. Allerdings unterliegen sämtliche kulturellen Praktiken der permanenten Gefahr der Entwertung und Vulgarisierung durch Nacheiferung und Verallgemeinerung, als deren Folge die einst geltende Aura der Legitimität verloren zu gehen droht. Dies beschleunigt nur den unaufhörlichen Zyklus von Geschmacksdefinitionen der Avantgarde und Aufholstrategien des Mainstreams – ein Zyklus, der den Verwertungsinteressen der diversen Kulturindustrien in die Hände spielt, zugleich aber den

reproduktiven Bedürfnissen der Erde als ökologischem System entgegen steht, gehen doch – unter sonst gleichbleibenden Umständen – Zuwächse in kommodifizierter Konsumtion einher mit Steigerungen des Stoff- und Energiedurchlaufs und damit weiteren Umweltschäden.

Schlussfolgerungen und Diskussion

Der vorliegende Artikel hat das soziale Phänomen der Naturalisierung des Wirtschaftswachstums im Hinblick auf Produktions- und Konsumtionsbeziehungen untersucht. Marxens Kritik der politischen Ökonomie liefert nicht nur eine Theorie der strukturellen Imperative der Ausdehnung der Stufenleiter der Produktion und des monetären Wachstums, sondern demonstriert darüber hinaus, wie spezifisch kapitalistische wirtschaftliche Kategorien und Sozialbeziehungen im Bewusstsein der beteiligten Akteure zum Ausdruck kommen. In der kapitalistischen Produktionsweise ist der Transfer des Surplusprodukts verdeckt durch eine Stufenleiter der Mystifikation, deren Resultat die Naturalisierung der kapitalistischen Wachstumsökonomie und ihrer Stilisierung zur einzigen und ewigen Art „des“ Wirtschaftens ist. In der Lohnform erscheint alle Arbeit als bezahlt, weshalb sich Profit in seinen diversen Formen anderen Quellen als der (Mehr-)arbeit zu verdanken scheint. Die „verzauberte Welt“ der trinitarischen Form, in der Arbeit gleichbedeutend und in funktioneller Harmonie mit Profit und Bodenrente zum gesellschaftlichen Reichtum beiträgt, ist der strukturelle Hintergrund für die weit verbreitete Auffassung, Wirtschaftswachstum produziere Wohlstand für Alle, einschließlich der Lohnabhängigen. Die logische Schlussfolgerung daraus lautet, dass je mehr eine oder einer arbeitet, desto größer ihr oder sein Anteil am gesellschaftlichen Reichtum sein wird. In der Tat erscheint eigene Arbeit von dem in der Regel eingenommenen Blickwinkel der Marktbeziehungen – der Waren- und Geldzirkulation – der einzig mögliche Weg zu sein, überhaupt in den Besitz einer Ware zu kommen. Wird dagegen der kapitalistische

Produktionsprozess als Ganzer analysiert, lassen sich gesellschaftliche Schlüsselwerte und Leitkulturen wie „Leistung“, „Aufstieg“ und „soziale Position als Resultat eigener Anstrengungen und Meriten“, welche zugleich im Zentrum der Hegemonie des Wachstumsparadigmas stehen, nicht etwa als „falsches“ Bewusstsein, sondern als gesellschaftlich gültige Bewusstseinsformen dechiffrieren, welche die dem kapitalistischen Produktions- und Akkumulationsprozess inhärenten und objektiven Verkehungsprozesse durchaus „korrekt“ zum Ausdruck bringen.

Die Rekurse auf den Regulationsansatz und Bourdieu zeigten, dass diese Verkehrung spezifisch sozio-ökonomischer Kategorien in Eigenschaften von Dingen und der Natur in Kultur und Konsumtion ihre Fortsetzung und Vollendung findet. Bourdieu gelingt der empirische Nachweis einer Korrespondenz zwischen objektiv lokalisier- und messbaren sozialen Positionen (vor allem Klassenpositionen) und scheinbar individuellen Konsumtionsakten. Der kulturelle Raum selbst erweist sich als eine Bühne symbolischer Kämpfe um die gesellschaftliche Akzeptanz von Lebensstilen, in denen es der herrschenden Klasse immer wieder gelingt, eine Hierarchie der kulturellen Formen aufrecht zu erhalten, die alle konsumtiven Akte ausgehend vom legitimen Geschmack (ihrem eigenen) bewertet und einordnet. Dieser Klassifikationsprozess ist „objektiv“ und effizient, insofern er sich weitgehend unabhängig von (manipulativen) Intentionen und Interessen herrschender Gruppen vollzieht, denn diese unterliegen selbst dem Verkehungsprozess sozialer in natürliche Formen. Selbst wenn die Angehörigen der mittleren und unteren Klassen die Objekte der legitimen Kultur meiden oder ihnen mit Vorbehalt oder Verachtung begegnen, bleibt die Position der herrschenden Klasse an der Spitze der kulturellen Hierarchie in der Regel unangetastet, erscheint doch ihr Geschmack gegründet auf Zwanglosigkeit, Lässigkeit, kurz, natürliche Überlegenheit. Was Hirsch (1976) den allgemeinen Wettbewerb um

„positional goods“ nannte, ist vermittelt durch eine genuin soziale Logik, die Bourdieu als „Distinktion“ bezeichnet und die als natürliche Disparität wahrgenommen wird.

Als Resultat der Naturalisierung spezifisch kapitalistischer Produktions- und Konsumtionsbeziehungen erscheint Wachstum als ideale Brutstätte des Fortschritts und individuellen Aufstiegs und daher im allgemeinen Interesse. Im Hinblick auf Produktionsbeziehungen erscheint eine strenge Arbeitsethik als eine sich lohnende und rationale individuelle Handlungsstrategie, während Wachstum in der Konsumtionsphäre die Entwicklung immer neuer Generationen von Gebrauchs- und Unterhaltungsartikeln garantiert, die die materielle Basis individueller Distinktion abgeben. Der mit Marx und Bourdieu mögliche Nachweis, dass kapitalistische Produktions- und Konsumtionsbeziehungen als natürliche Interaktionen von autonomen und rationalen Marktakteuren wahrgenommen werden, zeigt zugleich, wie tief der Wachstumsimperativ in die Kernstrukturen der heutigen Gesellschaft eingebettet ist. In Analogie zu Bourdieus Analyse des Neoliberalismus (Bourdieu u.a. 2002: 182), lässt sich die Hegemonie des Wachstumsimperativs mit der katholischen *doxa* des Mittelalters vergleichen, fungiert er doch wie das historische Vorbild als *pensée unique*: als natürliche Lösung aller Arten sozialer und ökologischer Probleme. Doch konnte die Wirkung entsprechender Think-Tanks, die unaufhörlich den politisch Verantwortlichen und dem Rest der Gesellschaft das Wachstumsparadigma predigen und einhämmern, nur so effizient werden, da es auf Seiten derjenigen, die Machtausübungen und symbolischer Gewalt ausgesetzt sind, eine gewisse Kollaborationsbereitschaft oder ein gewisses Ausmaß praktischen Konsenses gibt – eine Art Unterordnung, die noch weiter reicht als in der Regel in der marxistischen Tradition hervorgehoben. Denn soziale Kernstrukturen wie der Wachstumsimperativ sind nicht nur den Ideen und Vorstellungen, kurz: dem „Bewusstsein“ der Beherrschten eingeschrieben, sondern auch ihren „Körpern“, „Wahrnehmungsschemata

und Dispositionen (zu achten, zu bewundern, zu lieben usw.)“, welche sie für „bestimmte symbolische Bekundungen der Macht empfänglich machen.“ (Bourdieu 2001: 219)

Umgekehrt erleichtert eine systematische Berücksichtigung von Marx, Regulationsansatz und Bourdieu im wachstumskritischen Diskurs eine wissenschaftliche Annäherung an diejenigen strukturellen Voraussetzungen, die eine Überwindung des Wachstumsparadigmas erleichtern würden. In der Tat hieße es, der „scholastischen Illusion“ zu erliegen, wenn heterodoxes Handeln und ökologisch-sozialer Wandel allein vom „Bewusstmachen“ bestimmter gesellschaftlicher Zusammenhänge erwartet würde. Obgleich die Rolle, die AktivistInnen bei der Hervorbringung kritischen Bewusstseins, alternativer Diskurse und Praktiken spielen, nicht unterschätzt werden soll, betont Bourdieu doch eine zweite Voraussetzung dafür, die vielleicht noch wichtiger ist. Ein heterodoxer Diskurs wie *Degrowth* (has)

„... more chance of appearing in overt or masked periods of crisis affecting either entire societies or certain classes, that is, in periods, where the economic or morphological transformations of such or such a part of society determine the collapse, weakening, or obsolescence of traditions or of symbolic systems that provided the principles of their worldview and way of life.“ (Bourdieu 1991: 34)

Die Wahrscheinlichkeit, dass alternative Formen des Denkens und Handelns hegemonial werden, hängt von der Existenz einer „objektiven“ Krise ab und damit vom Grad der Transformation der ökonomischen, politischen und kulturellen Strukturen der Gesellschaft und ihrer symbolischen Systeme. Jedwede intellektuelle Kritik am Wachstumsparadigma ist nur in dem Maße effizient, wie sie auf eine solche Krise aufzubauen in der Lage ist.

Danksagungen

Der vorliegende Beitrag ist eine leicht veränderte Übersetzung meines englischsprachigen Artikels „The Naturalisation of Growth: Marx, The Regulation Approach and Bourdieu“, der 2018 in *Environmental Values* erscheint. Dem „White Horse Press“ Verlag sei für die Übersetzungsgenehmigung herzlich gedankt. Die entsprechende Forschungstätigkeit wurde mit Drittmitteln von FORTE (*Sustainable Welfare and Eco-social Policies*, 2016–07284) und FORMAS (*The New Urban Challenge? Models of Sustainable Welfare in Swedish Metropolitan Cities*, 2016–00340) gefördert.

Literaturliste

Aglietta, Michel (1987): *A Theory of Capitalist Regulation: The US Experience*, London.

Alvarez Lozano, Luis J. (2012): Withdrawal from growth: the environmental challenge for twenty-first century socialism. In: *International Critical Thought* 2(1): 71–82.

Asara, Viviana, Profumi, Emanuele u.a. (2013): Degrowth, democracy and autonomy. In: *Environmental Values* 22: 217–239.

Bennett, Tony, Savage, Mike u.a. (2010): *Culture, Class, Distinction*, London.

Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt.

- (1986): The forms of capital. In: Richardson, John (Hg.): *Handbook of Theory and Research in the Sociology of Education*. New York: 241–258.
- (1991): Genesis and structure of the religious field. In: *Comparative Social Research*: 1–44.
- (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt.
- (2005): *The Social Structures of the Economy*, Cambridge.

Bourdieu, Pierre und Passeron, Jean-Claude (1977): *Reproduction in Education, Society and Culture*, London.

Bourdieu, Pierre u.a. (2002): *The Weight of the World. Social Suffering in Contemporary Society*, Cambridge.

Boyer, Robert (2008): Pierre Bourdieu, a theoretician of change? The view from Régulation Theory. In: Ebner, Alexander und Beck, Nikolaus (Hg.): *The Institutions of the Market: Organizations, Social Systems, and Governance*, Oxford: 348–398.

- Boyer, Robert und Saillard, Yves (Hg.): (2002): *Régulation Theory: The State of the Art*, London.
- Brand, Ulrich (2016): How to get out of the multiple crisis? Contours of a critical theory of social-ecological transformation. In: *Environmental Values* 25: 503–525.
- Brand, Ulrich und Wissen, Markus (2015): Strategies of a green economy, contours of a green capitalism. In: van der Pijl, Kees (Hg.): *The International Political Economy of Production*. Cheltenham: 508–523.
- Brubaker, Rogers (1985): Rethinking classical theory: the sociological vision of Pierre Bourdieu. In: *Theory and Society* 14(6): 745–775.
- Büchs, Milena und Koch, Max (2017): *Postgrowth and Wellbeing: Challenges to Sustainable Welfare*, London
- Burkett, Paul (2009): *Marxism and Ecological Economics: Toward a Red and Green Political Economy*, Leiden.
- Dale, Gareth (2012a): The growth paradigm: a critique. In: *International Socialism* 134. URL: <http://isj.org.uk/the-growth-paradigm-a-critique/>, Zugriff 14.9.2017.
- (2012b): Critiques of growth in classical political economy: Mill’s stationary state and a Marxian response. In: *New Political Economy* 18(3): 431–457.
- Daly, Herman E. (1972): In defense of a steady-state economy. In: *American Journal of Agricultural Economy* 54: 945–954.
- D’Alisa, Giacomo, Demaria, Federico u.a. (Hg.) 2014: *Degrowth: A Vocabulary for a New Era*, London.
- Ferguson, Peter (2016): Liberalism and economic growth: a theoretical explanation. In: *Environmental Values* 25: 593–619.
- Foster, John B. (2000): *Marx’s Ecology*, New York.
- Fritz, Martin und Koch, Max (2016): Economic development and prosperity patterns around the world: structural challenges for a global steady-state economy. In: *Global Environmental Change* 38: 41–48.
- Gramsci, Antonio (1971): *Selections from the Prison Notebooks*, New York.
- Herkommer, Sebastian (1985): *Einführung Ideologie*, Hamburg.
- (2004): *Metamorphosen der Ideologie: zur Analyse des Neoliberalismus durch Pierre Bourdieu und aus marxistischer Perspektive*, Hamburg.
- Hirsch, Fred (1976): *The Social Limits to Growth*, Cambridge.

Jevons, William S. (1865): *The Coal Question: An Inquiry Concerning the Progress of the Nation, and the Probable Exhaustion of Our Coal-Mines*, London.

Jonas, Michael und Littig, Beate (2015): Sustainable practices. In: Wright, James D. (Hg.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Oxford: 834–838.

Kenney-Lazar, Miles und Kay, Kelly (2017): Introduction: Value in capitalist natures. In: *Capitalism, Nature, Socialism* 28(1): 33–38.

Koch, Max (1998): *Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft: Theoretische Diskussion und empirische Analyse*. Zweite Auflage, Münster.

- (2012): *Capitalism and Climate Change: Theoretical Discussion, Historical Development and Policy Responses*, London.
- (2015): Climate change, capitalism and degrowth trajectories of a global steady-state economy. In: *International Critical Thought* 5(4): 439–452.

Koch, Max und Mont, Oksana (Hg.) (2016): *Sustainability and the Political Economy of Welfare*, London.

Koch, Max, Buch-Hansen, Hubert u.a. (2017): Shifting Priorities in Degrowth Research: An Argument for the Centrality of Human Needs. In: *Ecological Economics* 138: 74-81.

Maddison, Angus (2007): *Contours of the World Economy, 1–2030 AD*, Oxford.

Marx, Karl (1974) *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin.

- (1983): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals*, In: Marx-Engels Werke (MEW) 23, Berlin.
- (1984): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion*, In: Marx-Engels Werke (MEW) 25, Berlin.
- (1987): Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“. In: Marx-Engels Werke (MEW) 19, Berlin.

Moore, Jason (2015): *Capitalism in the Web of Life: Ecology and the Accumulation of Capital*, London.

O'Connor, James (1998): *Natural Causes: Essays in Ecological Marxism*, New York.

Pichler, Melanie, Schaffartzik, Anke u.a. (2017): Drivers of society-nature relations in the Anthropocene and their implications for sustainability transformations. In: *Current Opinion in Environmental Sustainability* 26: 32–36.

Rehmann, Jan (2007): Ideology theory. In: *Historical Materialism* 15: 211–239.

- (2015): Ideology-Critique with the conceptual hinterland of a theory of the ideological. *Critical Sociology* 41(3): 433–448.

Schmelzer, Matthias (2016): *The Hegemony of Growth: The OECD and the Making of the Economic Growth Paradigm*, Cambridge.

Shove, Elisabeth (2010): Beyond the ABC: climate change policy and theories of social change. In: *Environment and Planning A* 42: 1273–1285.

Spash, Clive (2015): The future post-growth society. In: *Development and Change* 46(2): 366–380.

- (2016): Social ecological transformation and the individual. *Environmental Values* 25(3): 253–258.
- (Hg.) 2017: *Routledge Handbook of Ecological Economics: Nature and Society*, London.

Steffen, Will, Richardson, Katherine u.a. (2015): Planetary boundaries: guiding human development on a changing planet. In: *Science* 347(6223): 1259855.